

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 15 (2002)
Heft: 8

Artikel: Das grosse Blubbern : was bleibt übrig?
Autor: Schindler, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das grosse Blubbern

Text: Anna Schindler

Was bleibt zurück vom weitläufigen Rundgang durchs Berner Seeland? Hält die Expo ihre Versprechen, die Bedürfnisse, Wünsche und Befindlichkeiten unserer Zeit aufzunehmen? Geht die gross angelegte Schau gewichtige, bewegende, grenzüberschreitende Themen an? Vermittelt sie uns neue, unkonventionelle Anregungen und Denkanstösse? Vier Fragen und fünf Antworten.

• Die Expo.02 ist im Gang. Und es scheint, als verbiete die Erleichterung über das Zustandekommen der fünfmonatigen Selbstdarstellung der Schweiz zur Zeit jeden kritischen Ton. Aber erst beim Rundgang im Seeland lässt sich ermesen, ob die durchs Band verheissungsvollen Versprechungen und Werbebotschaften aller Expo-Direktoren der letzten fünf Jahre eingelöst wurden. Die Schweiz präge eine lebendige Mischung aus individueller Freiheit, Gemeinschaftssinn und Respekt vor Minderheiten, schreibt der Zürcher «Tages-Anzeiger». Diese Vielfalt ständig neu zu erschaffen, könne aber nur gelingen, indem man Bestehendes radikal hinterfrage – und dazu habe sich die Schweiz mit der Expo «eine gigantische Fragemaschine» geschenkt. In der Tat prasseln in einigen Ausstellungen Fragen buchstäblich «von links und rechts, von oben und unten» auf einen ein – so etwa im Bundespavillon «Wer bin ich». Ihr einfühlsamer Ton jedoch erstickt die Lust zum Nachdenken im Keim.

Welche Visionen vermittelt die Expo?

«Wenn ein Land nicht weiss, was es will, so wird keine Ausstellung der Welt es dazu bringen, seine Mentalität zu schärfen», hat Martin Heller, noch als Direktor des Museums für Gestaltung in Zürich, im April 1998 in diesem Magazin geschrieben (HP 4/98). In einem pointierten Essay zur damals laufenden Mitmachkampagne und zur undurchschaubaren Entstehung der Expo.01 plädierte er für gelassenes Zusehen und Spekulieren und gab den beiden amtierenden Expo-Direktorinnen fünf Merkmale mit, denen es nicht an Ironie und Schärfe mangelte. Zwei Jahre später, nach dem Frontenwechsel, klang die Rede anders: Die Schweizer Gesellschaft bestehe aus vielen kleinen Teilpopulationen, antwortete die Expo-Leitung im Frühjahr 2000 auf die Frage nach der Vision der Expo.02. «Die von Medien, Wirtschaft und Kultur immer wieder eingeforderten Visionen: Sie werden auf kleine und kleinste Interessengruppen verteilt», hiess es in der Broschüre «Zehn Fragen zur Expo.02». Die Expo wolle nicht das eine, alles erklärende Sinnbild der Schweiz zeigen: «Die Netzwerke

der kleinen, funkelnden Geschichten werden der unmöglich gewordenen grossen Erzählung vorgezogen. Denn die Schweiz steckt im Detail – und darin wird sich bestimmt die eine oder andere Vision versteckt halten.»

Abgesehen davon, dass Martin Heller und seine Mitautoren damit bereits der vom Directeur artistique zuvor angeprangerten «unsäglichsten Mixtur aus Werbejargon, Vereinsblattprosa und kruder Alltagsphilosophie» verfallen waren, versteckte sich in der kryptischen Formulierung auch die Erklärung einer Niederlage. Gewiss ist es unsinnig, sogar gefährlich, in einer Zeit, in der sich die Grenzen in Europa auflösen und die weltweite wirtschaftliche und soziale Vernetzung Tatsache ist, plumpe nationalstaatliche Visionen verbreiten zu wollen. Und bestimmt ist es eine der wichtigsten Eigenschaften heutiger Demokratien, dass sie aus einer Vielzahl unterschiedlicher, einander überlagernder, ergänzender oder behinderender Kulturen bestehen. Aber sich der «grossen Erzählung» zu verweigern heisst, sich mit grossen Themen nicht intensiv genug auseinander setzen zu wollen.

Es gibt auf den fünf Arteplages im Kleinen witzige und poetische Überraschungen zu entdecken. Aber auch für winzige Einheiten sind übergreifende Themen lebensbestimmend. Ihr Fehlen ist umso störender, als die Landesausstellung identitätsstiftenden Charakter reklamiert, der über den interkulturellen Verzehr von Poulethälften mit Pommes frites hinausgeht.

Wo bezieht die Expo Stellung zur Welt?

Im Musikclub «Mondial» auf der Arteplage Yverdon sind alle zwei Wochen neue Musiker aus einem andern Teil der Erde zu Gast – und bringen jeweils ihre Köche mit. Im Armeeprojekt «Werft» sind die Migrationsströme der Welt auf schöne bunte Holzgloben gedruckt – als gigantischer Zählrahmen zum Anschauen und Anfassen. Und der Kantonsrat der Zürcher soll von Vertretern fremder Kulturen und Religionen aus der grössten Schweizer Stadt gestaltet werden. Wo aber bezieht die offizielle Schweiz an der Expo Stellung zu Europas Wirtschaftsgefüge, zur internationalen Bildungs- und Forschungspolitik, zum Gesundheitswesen, zur Rolle von Frauen und Familien hier und anderswo oder zur Armut, die auch zur hiesigen Dienstleistungsgesellschaft gehört?

Die Expo ist de facto ein Staatsunternehmen. Mit 838 Millionen Franken Staatsbeiträgen und Staatsgarantien trägt die offizielle Schweiz mehr als die Hälfte der Ausstellungskosten. Gerade die vier Projekte des Bundes aber erfüllen die entsprechenden inhaltlichen Ansprüche kaum. Stattdessen betreiben sie fahrlässige Verharmlosung sozialer und politischer Themen: Die «Werft» schafft zwar in einer ästhetisch gelungenen Installation das Alpenreduit ab, reduziert daneben Krieg und Gewalt aber auf ein Arsenal an überdimensionierten Spielzeugsoldaten. Das «Palais de l'équilibre» hat eine perfekt gefügte hölzerne Hülle, die Darstellung von Nachhaltigkeit aber leidet massiv unter dem Gutmensch-Syndrom: Wer Aludeckel sammelt, ist dem Himmel auf der Treppenspirale der Ausstellung schon ein paar Stufen höher als derjenige, der Petflaschen in der Mülltonne vergräbt. «Wer bin ich» vertraut statt auf die Kraft von Bildern auf die suggestive Wirkung geflüsterter Fragen aus dem Handbuch für Psychologie. Und «Nouvelle destiNation» beleidigt den aufgeklärten Besucher mit einer Vorlesung über die Grundregeln der Demokratie auf Vorschulstufe, verpackt in Basketballmetaphern.

Je didaktischer, desto bemühter. Die plakative Feststellung gilt für alle Ausstellungen – in besonderem Masse aber für diejenigen der öffentlichen Hand. Schulkinder sind nicht das einzige Zielpublikum der Expo. Diejenigen Erwachsenen aber, die witzige, intelligente und sinnliche, aber nicht pädagogische Ermahnungen zu konkreten wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen erwarten, fühlen sich im Staatskundeunterricht auf dem Tennisplatz ebenso wenig ernst genommen wie beim Wasserwaten über Glarner Kieselsteine in der Anlage der Ostschweizer Kantone.

Wie bewegt die Expo die Schweiz?

Und die privatwirtschaftlich entstandenen Projekte? Erfüllen sie die elitären Ansprüche der Expo-Besucherin nach expliziten, neu, spannend und überraschend vermittelten Inhalten, die sie auch im Alltag bewegen? Vermögen stattdessen diejenigen Aktionen zu begeistern, die sich die Direction artistique in den letzten dreieinhalb Jahren ausgedacht hat, aufbauend auf die vielgeschmähte, aber nicht ganz fruchtlose Arbeit ihrer Vorgänger?

Brennende Fragen der Gegenwart, etwa zur Gentechnologie oder zur künstlichen Intelligenz, werden in den privat finanzierten Pavillons zwar expliziter gestellt. Eine anregende Umsetzung, wie sie die Ausstellungen «Robotics» oder «Ada» versuchen, kommt aber auch hier meist zu kurz gegenüber der altherkömmlichen Wissensvermittlung etwa des Roche-Pavillons «Garten Eden» oder einer unbedarften Ideologieverbreitung, wie sie «Leben, Lust und Lohn» der Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie praktiziert. Viele spannende Ideen zerfallen mit ihrem Auftritt: Auch die gelungene künstlerische Inszenierung des Gebäudeversicherungs-Pavillons «Beaufort 12» kann eine zeughausähnliche Ausstellung im Untergrund nur verstecken, nicht aber integrieren.

Die Direction artistique hätte versucht, künstlerische Äusserungen in den Dienst von Inhalten zu stellen, sagt Martin Heller. Oberflächlich betrachtet scheint die Kunst auf den fünf Arteplages auch allgegenwärtig. Den visuellen Eindruck der meisten Ausstellungen dominieren Video- und Filmbilder, interaktive Playstations und Computerästhetik. In allen Ecken flimmern Monitore. Der erste Blick aber täuscht: Kaum eine Bildfolge bietet eine so spannende visuelle Gegenwartsanalyse wie etwa das Panorama «Schweiz Version 2.1» einer Basler Künstlergruppe. Die Expo ist keine Kunst-Schau. Vielleicht wäre sie das unter Pipilotti Rist geworden. Aber mit dem Ausscheiden der ersten künstlerischen Direktorin wurde auch die Gegenwartskunst in den Hintergrund gedrängt: Namhafte Künstler sind an den 41 Ausstellungen nur wenige beteiligt. Vor Jahresfrist erhielt der 33-jährige Zürcher Kurator und Leiter der Kunsthalle St. Gallen, Gianni Jetzer, deshalb den Auftrag, mit einem Projekt zum zeitgenössischen Kunstschaffen das Vakuum zu füllen. Das Resultat sind vier überzeugende künstlerische Statements des niederländischen Ateliers van Lieshout, der Schweizer Künstler Olaf Breuning und Lang/Baumann sowie der iranischen Fotografin Shirana Shahbazi. Zum Gesamtkunstwerk ist die Expo damit dennoch nicht geworden. Ein solches aber hätte sie sein sollen: ein fulminantes, intelligentes Zusammenspiel der besten Performer des Landes.

Dazu fehlt allerdings eine der feinsten, umfassendsten Künste zu schmerzlich in der Landesausstellung: der Städtebau. Gewiss, es gibt in Biel eine Ausstellung namens «Territoire imaginaire», in der fünf unkonventionelle raum-

planerische Ansätze für die Schweiz durchgespielt und dargestellt werden. Und die vier Ausstellungsplattformen an den Seeufern sind von teilweise renommierten Architekten entworfen worden. In Murten und in Yverdon geht die Architektur entsprechend auf die Umgebung ein, schafft stimmige, nicht in einzelne Teile zerfallende Gesamtanlagen. In Biel und in Neuenburg dagegen überzeugt das flüchtige Design einzig in seiner Funktion: Hier sind die Arteplages Dörfer auf Zeit, die im November so rasch wieder verschwinden werden, wie sie aus dem Boden gestampft wurden.

Nirgendwo ist in Szene gesetzt, was der gegenwärtig erfolgreichste Schweizer Architekt und Städtebauer Jacques Herzog in einer fulminanten Kritik an der Expo schon vor drei Jahren eingefordert hatte und was der grosse Bogen der ganzen Ausstellung hätte sein können: die urbane Schweiz. Sobald man sich fragt, wie die Menschen heute auf der Welt zusammenlebten, kristallisiert sich alles am Städtebau. Es wäre an der Expo darum gegangen, die urbanisierte Landschaft, die mittlerweile die Schweiz bedeutet, zu begreifen und darzustellen. Dies ist kein Rückgriff auf Max Frischs, Luzius Burckhardts und Markus Kutters fünfzig Jahre alte Aufforderung, statt der Expo 64 eine neue Stadt zu erfinden. «Heute denken wir nicht mehr an neue Städte – die Schweiz ist schon eine Stadt», sagt Herzog. Geblieben aber sei die Tatsache, dass eine Landesausstellung das ganze Land betreffe und deshalb mit Urbanität zu tun haben müsse. Dieser Herausforderung ist die Expo.02 ausgewichen.

Was bleibt zurück vom grossen Event?

Die Landesausstellung ist ein verführerisches Schauspiel – dem Bedürfnis der Schweizer nach Unterhaltung entsprechend. Dieses sei gross, hat Jacques Herzog gesagt: Die Schweizer betrachteten sich als biederes Volk. Deshalb bietet die Expo spassige, sinnliche Erlebnisse in idyllischer Kulisse: Abenteuerspielplätze für Erwachsene in vielen Pavillons, Funparks für die Jugend und Spektakuli auf den zahlreichen Seebühnen. Poetisch illustriert die künstliche Wolke «Blur» der New Yorker Architekten Elizabeth Diller & Ricardo Scofidio in Yverdon den Kern der Landesausstellung – der zugleich ihr grösstes Handicap bedeutet: Die ganze Schau ist eine grossartig inszenierte Nebelschwade, «eine gigantische Präzisionsmaschine, die keinen anderen Zweck hat, als ein Stück ephemerer Natur zu erzeugen», wie der Zürcher Kunsthistoriker Stanislaus von Moos schrieb. Sinnbildlich für die ganze Expo macht «Blur» einzig und allein Benebelung sinnlich erlebbar – in höchster Qualität.

Unterhaltung aber ist flüchtig und vergänglich. Im Nebel verschwinden Gegenwelten und utopische Räume. Was zählt, wenn der Blick zum Horizont versperrt ist, ist die eigene Befindlichkeit – davon berichten die vielen Dutzend Köpfe auf all den Leinwänden und Monitoren. Martin Heller hat einst die vormalige Expo-Leitung öffentlich zu fragen gewagt, ob denn «all das Gerede über Sinnlichkeit und Erlebnisfähigkeit» nicht vielleicht, wie mancherorts vermutet, bloss «die leere Mitte der Inhaltslosigkeit verdecke». «Seine» Expo muss sich letztlich dieselbe Frage gefallen lassen. In Erinnerung bleiben werden von ihr Fragmente, Lichterspiele, Momente. Sie ist kein intellektueller, politischer, historischer Markstein in der Geschichte der Schweiz, sie ist kein urbanistisch-architektonisches Denkspiel – sie ist ein gross angelegter Event. •